

## **„Wenn man darüber spricht, ist es eine Erleichterung“**

Festveranstaltung zum Abschluss der Arbeit für die Stiftung „Anerkennung und Hilfe“  
am 17. November 2022 im Goldenen Saal in Schwerin

## **„Be\_hinderte Menschen brauchen Mitsprache!“**

*Thomas Krüger, Zeitzeuge*

Sehr geehrte Frau Ministerin Drese,

liebe Anwesende,

als ich im Jahr 2005 in New York als Besucher den Sitzungssaal der UN-Vollversammlung bewunderte, kam in mir kurz der Wunsch auf, dort auch eine Rede halten zu dürfen.

Heute stehe ich vor Ihnen und bin sehr aufgewühlt, weil ich Ihnen als betroffener Zeitzeuge über meine Erlebnisse und Erfahrungen als behindertes Kind in der DDR berichten möchte. Noch heute berühren mich meine Erlebnisse tief. Manche lassen mich auch sprachlos werden.

Ich merke gerade, wie „entrückt“ mein damaliger Wunsch in New York war.

Ok, versuche ich mal, in sicheres Fahrwasser zu kommen, und stelle ich mich Ihnen erst einmal vor.

Mein Name ist Thomas. Ich bin 48 Jahre alt und mit sehr kurzen Armen auf die Welt gekommen.

Meine Hände sitzen flossenartig an der Schulter. Mediziner nennen das Robbengliedrigkeit. Ich habe an meinen Händen alle Finger, diese sind aber gekrümmt und nicht so kräftig und sensibel wie gesunde Finger.

Zu meiner Erkrankung gehört auch eine sehr stark ausgeprägte Blutgerinnungsstörung. Das bedeutet, wenn ich mich verletze und blute, kann diese Blutung schwer gestoppt werden.

Auf Grund dieser Tatsache habe ich bis zu meinem ersten Geburtstag auch komplett im Krankenhaus gelegen und wurde teilweise fest in Tücher eingewickelt, damit ich mich nicht bewegen konnte. Dies sollte Verletzungen vorbeugen.

Sie sagten, ich lebe nicht lange.

Offensichtlich hatte ich jedoch anderes vor.

Mit vier Jahren bin ich in den Kindergarten in der Pawlowstraße in Rostock gekommen. Das war ein Kindergarten nur für behinderte Kinder.

1980 wurde ich eingeschult. Ich war also nun Schüler der 2. Polytechnischen (Sonder-)Oberschule für Körperbehinderte „Paul Friedrich Scheel“ in Rostock. Das war eine Schule nur für behinderte Kinder.

Dieser Schule war ein Heim angegliedert. Ganz früher hatte es den Namen „Mecklenburgische Landeskrüppelanstalt Elisabethheim“.

Damals gehörte es zur Orthopädischen Klinik der Universität Rostock.

Bei uns Kindern hieß es einfach nur „Heim“.

Dieses Heim bestand aus – glaube ich – 5 oder 6 Zimmern. Unten im Haus die Kleinen, oben die Großen. Es gab einen Fahrstuhl, der nicht von den Kindern bedient werden durfte. In den Zimmern lebten 3 bis 5 Kinder. Je nachdem, wie viele Kinder versorgt werden mussten.

In dem Zimmer gab es für jedes Kind ein Bett, einen Nachttisch und ein Schrankfach für Kleidung.

In einem Zimmer hing ein Bild von Erich Honecker.

Ein Tisch war glaube ich auch in jedem Zimmer. Stühle waren sonst wenige da. Die Kinder saßen ja zumeist im Rollstuhl.

Das Ganze hatte mehr von einem Krankenhauszimmer als von einem Zimmer, in dem Kinder über Jahre leben, spielen und fröhlich sein konnten.

Die Stadtkinder aßen in einem anderen Raum als die Heimkinder.

Stadtkinder waren die, die am Nachmittag nach Hause konnten.

Das Heim- als auch das Schulgelände durften nicht eigenständig verlassen werden.

Betreut wurden wir Kinder nach der Nachmittagsbetreuung ausschließlich von Krankenschwestern. Männliche Pfleger gab es immer nur einen. Erst Christoph, später Thomas.

Hilfsdienste in der Küche oder zum Reinigen übernahmen fest angestellte Mütter ehemaliger Schüler. Die waren das Salz in der Suppe. Sie waren sehr emphatisch.

Mit 10 Jahren habe ich sehr bewusst zum ersten Mal zur Kenntnis genommen, dass ich behindert bin:

Ich wollte meine Großeltern ein Haus weiter besuchen. Die Haustür im elterlichen Mietshaus war nie abgeschlossen, außer wenn Hansa spielte.

An diesem Tag spielte Hansa, die Haustür war verschlossen und ich hätte sie nur aufschließen müssen ... – ... konnte es aber nicht.

Ich hatte nicht die Kraft, den Schlüssel in der Tür umzudrehen. Also setzte ich mich auf die Treppe im Hausflur und dachte darüber nach, wie es mit mir in meiner kleinen Welt weitergehen soll.

Es war das erste Mal, dass ich darüber nachgedacht habe, wie es anderen Kindern geht und ergehen muss, die noch weniger können als ich.

Ich habe wirklich sehr lange dort gesessen. Keiner hat mich vermisst.

Ein gutes Verhältnis zum FC Hansa habe ich auch heute nicht.

Aber viele meiner Bewältigungsstrategien beruhen noch immer auf diesem „Schlüsselerlebnis“.

Für mich hat sich ein Prozess der Selbstermächtigung in Gang gesetzt.

Rückblickend hätte ich gern darüber mit jemandem gesprochen. Schulpsychologen gab es jedoch damals nicht.

Über die Behinderung und deren Auswirkungen sprach man nicht. Auch nicht untereinander.

Warum war ich denn nun in diesem Heim? Meine Mutter wohnte doch nur rund einen Kilometer von der Schule.

Zum Glück war ich nicht durchgehend Heimkind. Ich war immer mal wieder im Heim, nämlich dann, wenn man etwas kontrollieren wollte. Einmal, ob ich wirklich krank war. Ein anderes Mal, ob ich wirklich nicht zu viel esse; ich war nämlich ein dickes Kind.

Das Heim wurde so auch zur Kontrollinstanz über die mütterliche Kompetenz, ein behindertes Kind groß werden zu lassen.

Letztmalig war ich 1987 im Heim. Es sollte überprüft werden, ob ich selbständig genug war, an eine andere Schule zu wechseln.

Ich sollte mein Abitur an der – soweit ich weiß – einzigen Erweiterten Oberschule für Körperbehinderte in Birkenwerder bei Berlin machen.

Dort war zwar auch ein Internat angegliedert. Aber man übernahm keine pflegerischen Hilfeleistungen. Es war halt ein Internat, kein Krankenhaus.

Um es vorweg zu nehmen, ich war auch dort nur kurze Zeit. In diesem Internat konnte und wollte ich nicht leben.

In den Waschräumen fehlten teilweise die Türen, damit auch Rollstuhlfahrer die Toiletten benutzen konnten. Barrierefreiheit à la DDR.

Viele andere persönliche Dinge funktionierten dort für mich auch nicht. Ich brauchte doch mehr Hilfe als gedacht.

Im Ergebnis ging es also nicht darum, ob man schlau genug war, Abitur zu machen, sondern es ging offensichtlich darum, nicht zu behindert zu sein, um Abitur zu machen.

Zurück zum Heim und der Kontrolle meiner Selbständigkeit. Dieser war vorausgegangen, dass ich mich zuvor mehrmals eingenässt hatte. Ich glaube zwei oder drei Mal.

Warum hatte ich das mit 13 Jahren?

Ja, weil ich dann doch Hilfe auf der Toilette brauchte. Hose öffnen ging nicht allein. Hose runter und wieder hoch ging auch nicht allein. Die Schwestern waren ausschließlich für die Heimkinder da. Ausschließlich für die Heimkinder. Damals war ich Stadtkind. Die Lehrer und Erzieher hatten keine Zeit – sie mussten derweil sich ja um die anderen Kinder kümmern – und wollten eigentlich auch nicht wirklich helfen, weil es nicht ihre Aufgabe war. Blieben die zwei oder drei Hilfskräfte, die ich fragen konnten. Die machten das. Sie durften es aber irgendwann einfach nicht mehr. Man störte sich daran.

Hätte ich also andere behinderte Kinder fragen sollen, ob sie mir gelegentlich auch den Hintern abwischen oder die Hose hochziehen wollen? Wohl nicht. Das wollte ich nicht.

Es ging dann soweit, dass ich in der großen Pause einfach doch das Gelände verließ und zu einer Freundin meiner Mutter ging. Die arbeitete unweit der Schule bei der Polizei. Auch das wurde mir untersagt und war ja auch wirklich keine Lösung.

Ja, und wenn es denn passierte, wurde ich „ausgeschimpft“ und musste mich vor dem Direktor erklären. Wurde in ein Laken gehüllt und musste demonstrativ weiter am Unterricht unter dem Spott der anderen Kinder teilnehmen.

Noch heute bin ich erst entspannt, wenn ich weiß, wo sich eine Toilette befindet und dass ich sie benutzen kann.

In diesem Heim lebten aber tatsächlich hauptsächlich schwer pflegebedürftige, mitunter mehrfach behinderte Kinder.

Kinder und Jugendliche, die sich kaum aus eigener Kraft bewegen konnten, weil sie zum Beispiel an fortschreitenden Muskelerkrankungen litten. So erinnere ich mich an Jens. Der Jens kam in der 2. Klasse zu uns und konnte noch etwas gehen. Zumindest hatte er so viel Kraft, mein einziges West-Matchbox-Spielauto gegen die Heizung zu werfen und es kaputt zu machen.

Wir wurden trotzdem Freunde.

Mit 14 Jahren konnte Jens nicht einmal mehr einen Plastikbecher selbst zum Mund führen; an selbständiges Gehen oder Stehen war nicht zu denken. Mit 17 Jahren ist Jens gestorben. Im Altersheim. Wenn das Heim den Pflegeaufwand für die Kinder nicht mehr leisten konnte, kamen die Kinder in ein Alten- und Pflegeheim, egal ob sie einen Schulabschluss hatten oder nicht.

Bis heute habe ich es auch nicht verstanden, warum wir zur Disko oder zum Fasching in dieses Altersheim gekarrt wurden.

Sollten wir wirklich so auf unsere Zukunft vorbereitet werden? Denn dieses Altersheim war oft die Endstation für viele schwer pflegebedürftige behinderte Kinder.

Birgid, Sven, Dirk, Jens, Mirko sind die Namen der Kinder, die während oder unmittelbar nach meiner Schulzeit gestorben sind. Ich möchte mit meiner Rede auch an sie erinnern und sie ihnen widmen.

Es gab aber auch Kinder im Heim, die von ihren Eltern verstoßen wurden.

Die aus welchen Gründen auch immer nicht zu ihren Kindern stehen wollten oder konnten. Diese Kinder feierten dann auch Ostern oder Weihnachten dort.

Manche Kinder konnten schlicht nicht zu Hause wohnen, weil die elterliche Wohnung nicht barrierearm war und so etwas wie Pflegedienste oder Ähnliches gab es zu DDR-Zeiten ja nicht.

Mir ist immer noch ein Satz einer leitenden Erzieherin im Kopf: „Du wirst nie eine Beziehung zu einem nichtbehinderten Partner führen, denn wo wolltest Du den nichtbehinderten Partner kennenlernen?“ Ich stritt sehr mit ihr darüber. Am Ende hatte sie unrecht, das aber nur, weil es die DDR als solches nicht mehr lange gab. Heute lebe ich mit einem nicht behinderten Partner zusammen.

**„Satt, sauber, still und meist unsichtbar.“**

Dieser Satz steht aber für sich genommen für den gesamten Umgang der DDR-Gesellschaft mit behinderten Kindern und Jugendlichen.

Als ich im Mai oder Juni 2021 erstmalig von der Stiftung „Anerkennung und Hilfe“ im Nordmagazin im NDR-Fernsehen erfuhr, war mein erster Gedanke: „Huch, ein bisschen spät, die sind doch schon alle tot.“

Das ist natürlich Quatsch.

Für mich war schnell klar, dass ich möchte, dass die zuvor genannten Kinder in Erinnerung bleiben. Auch diese Kinder dürfen nicht vergessen werden.

Darum habe ich mich bei der Stiftung einen Tag nach der Ausstrahlung des Berichts gemeldet.

Ich bin dann auch ein Jahr später mit dieser Absicht des Erinnerns in das Gespräch, welches ja die Stiftung mit jedem betroffenen Zeitzeugen führt, gegangen.

Schnell habe ich jedoch gemerkt, dass ich genauso betroffen bin, wie die Kinder, an die ich erinnern wollte.

Ich habe ein sehr offenes, wertschätzendes Gespräch mit der Mitarbeiterin der Stiftung „Anerkennung und Hilfe“ geführt. Es wurde in diesem Gespräch nichts bewertet, heruntergespielt oder gar in Abrede gestellt.

Ich war in diesem Gespräch sehr ich selbst und ungezwungen. Danke dafür.

Nach dem Gespräch bin ich allerdings vier Stunden durch Rostock gelaufen. Es hatte sich wahnsinnig viel Energie angestaut. Das gute Gespräch hat Wunden aufgerissen. Zorn und Trauer machten sich bemerkbar. Ich hätte mir gewünscht, dass es eine Art Nachgespräch oder Ähnliches gegeben hätte.

Mich hat dieses Gespräch nachhaltig verändert. Ich hatte mich über dreißig Jahre nicht mit meiner Vergangenheit auseinandergesetzt. Als ich an das Gymnasium Reutershagen in Rostock nach dem Zerfall der DDR 1990 wechselte, hatte ich nicht mehr viel mit meiner alten Schule und dem Heim und den Kindern dort zu tun. Die anderen behinderten Kinder meinten, ich sei arrogant und ein Verräter, weil ich nicht zu ihnen stand und an die Normalschule gewechselt war. Das hat mich sehr verletzt. Ich verstand, was die Kinder meinten. Verletzt hat es mich trotzdem. Weil es mich ein Stück weit entwurzelte.

Die Lehrer waren an der Normalschule nicht für mich ausgebildet und trafen unvorbereitet auf mich. Auch die Schüler waren unvorbereitet.

Manche der Lehrer und Schüler dachten auch wirklich, es hätte keine Menschen mit Behinderung in der DDR gegeben. Diesen Irrtum klärte ich schlicht mit meiner Anwesenheit auf.

Aber mal ehrlich: Meine Mutter und ich wurden ja auch nicht auf meine Behinderung vorbereitet.

Die Zeit am Gymnasium war für mich die schönste Zeit. Meine Behinderung ist nie problematisiert worden. Sie rückte in den Hintergrund. Ich hatte endlich eine unbeschwerte Zeit der Jugend und ich fragte mich oft, warum ich nicht gleich in der Normalschule beschult hätte werden können.

Später studierte ich Jura in Rostock und Berlin, absolvierte erfolgreich mein Rechtsreferendariat im OLG Bezirk Rostock, gründete meine kleine eigene Kanzlei in Hamburg, lebte viel in den USA usw.

Mit dem Gespräch der Stiftung „Anerkennung und Hilfe“ schloss sich jetzt ein Kreis für mich.

Auch dafür bin ich dankbar.

Zurück zu den Wurzeln. Auch wenn es sich noch teilweise sehr schwer anfühlt, die Trauer und den Zorn auszuhalten. Wohin mich dieser neue Weg führt, weiß ich noch nicht.

Für uns ist nicht länger hinnehmbar, wenn keine Frauen mit am Tisch sitzen. Es ist nicht länger hinnehmbar, wenn es keine Menschen, die Rassismus erfahren, am Tisch

gibt. Aber mal ehrlich: Denkt irgendjemand daran, zu schauen, ob der Tisch auch barrierefrei ist?

Es hat sich in den letzten Jahren viel getan; grundlegend geändert hat sich offensichtlich wenig.

Im Januar diesen Jahres wurde bekannt, dass gegen 145 Beschäftigte einer Behinderteneinrichtung in Bad Oeynhausen wegen Verdachts auf Freiheitsberaubung und in einigen Fällen auf Körperverletzung ermittelt wird.

Laut einer Studie der Universität Bielefeld aus dem Jahr 2012 wurden mindestens sechs Prozent aller behinderten Frauen, die in Heimen und Werkstätten „untergebracht“ waren, sexuell missbraucht.

In Potsdam sind 2021 fünf Menschen mit Behinderung Opfer einer Tötungsserie in einer sogenannten „Behinderteneinrichtung“ geworden – vier von ihnen starben.

Während der Flutkatastrophe im Ahrtal im vergangenen Sommer sind über 130 Menschen gestorben. Zwölf davon waren Menschen mit Behinderung, die in einer Einrichtung festsaßen und nicht evakuiert wurden.

Dies ist mit der immerwährenden Beschreibung „Einzelfall“ nicht mehr zu erklären.

Einrichtungen bergen strukturell gesehen ein Potenzial für Ungutes. Daher müssen wir uns mehr Gedanken darüber machen, wie es für Menschen mit Behinderung andere Perspektiven geben kann.

Jeder sollte aus freien Stücken entscheiden dürfen, wann was gegessen wird, wann man ins Bett geht und wie man wohnen will. Menschen mit Behinderung haben genauso ein Recht darauf, in einer eigenen Wohnung zu leben wie Menschen ohne Behinderung.

Grundvoraussetzungen dafür ist, den Betroffenen zuzuhören und sich dabei auch der eigenen Privilegien bewusst zu werden.

Wir, die Gesellschaft, müssen endlich anerkennen, dass behinderte Menschen im Diskurs sowie in Entscheidungsprozessen unterrepräsentiert sind und mit Barrieren aller Art zu kämpfen haben.

Gefühlt wachsen manchmal die Barrieren schneller als ich reden kann.

Immer wieder habe ich die gleiche Erkenntnis:

Immer wieder „Wir sollten“. Fast nie „Wir tun“.

Inklusion ist Menschenrecht. Ja, Inklusion stellt sogar die Machtfrage.

Menschen ohne Behinderung werden Macht an behinderte Menschen abgeben müssen.

Wirklich solidarisch ist es, sich grundlegend und nicht erst bei den Fotos für Inklusion und Barrierefreiheit einzusetzen. Auch und gerade weil man selbst schon am Tisch sitzt.

Wirklich solidarisch ist es, nie wieder zu sagen: „Ich hab’ es doch auch geschafft.“

Wirklich solidarisch sind oft gerade die stillen und leisen Dinge.

Denn: Wirklich solidarisch zu sein, ist letztendlich die Verfolgung der sehr einfachen Frage: „Wessen Stimme fehlt hier und wie kann ich dafür Platz schaffen.“

Ich möchte Sie alle – an welchen Tischen Sie auch immer sitzen mögen – bitten, diese Frage zu bedenken.

Liebe Anwesende, es war mir eine Ehre, heute mit Ihnen meine Erinnerungen und Gedanken teilen zu dürfen.

Vielen Dank!